Hrsg. Ullrich Junker

Wie der Girnthschuster ein Leineweber wurde

Beginn der Schleierweberei in Hirschberg und im Riesengebirge

EINE ERZÄHLUNG VON IRMA BUNTZEL

Im (Beobachter im Jser- und Riesengebirge 13./14. Februar 1943)

© im Juni 2025
Ullrich Junker
Mörikestr. 16
D 88285 Bodnegg

Wie der Girnthschuster ein Leineweber wurde

EINE ERZÄHLUNG VON IRMA BUNTZEL

„Tack! Tack! Tack!“ klopft der Schusterhammer, und Ahle und Pfriem tun ihre Schuldigkeit, wie sie es von altersher gewohnt sind. Und das ist gut so, denn der Girnthschuster ist gar zu oft abwegig mit seinen Gedanken und guckt weniger auf seine Arbeit als in die Schusterkugel, die glänzend über ihm hängt. Was für seltsamliche Dinge sind darin zu schauen! Helle Sonnen tanzen ihren Reigen, die niedrige Decke seiner Werkstatt ist zur unermeßlichen Weite ausgespannt, und unzählige Straßen führen wie goldene Bänder hindurch. Die wird er alle einmal gehen müssen, seine unrastige Seele leidet ihn mehr in der mauerumwehrten Heimatstadt.

Die Leute tippen sich gern an die Stirn, wenn sie vom Girnthjochen reden, ein wenig absonderlich ist er schon. Aber das kümmert ihn kaum; seine Augen sehen mehr als alle anderen zusammen, wenn sie auch immer etwas versonnen in die Welt gucken, und seine Gedanken stolzieren in Gefilden einher, von denen die braven Hirschberger keine Ahnung haben. Da sitzen sie alle, eingeengt in der kleinen Stadt, und ihre Gedanken gehen nicht über Handwerkszeug

und Kochtopf hinaus. Sie werkeln ihre Arbeit und sehen nicht mehr, als unbedingt nötig ist. Der Girnth sieht mehr. Eines Tages guckt er auf dem Södrich einem Weber bei seinem Treiben zu. „Man müßte feineres Leinen weben!“ sagt er nachdenklich. Der Klose-Weber blickt ihn verdutzt an. „Feinres Leinen? Du bist wohl tälsch? Do kennten mer ju keene sitten Wäbstiehle nehma. Gieh mer ock mit dam Gemähre!“ Er lacht sein heiseres Weberlachen und stößt den anderen in die Seite. „Bleib‘ ock du bei deenem Leista !“

Aber der neunmalkluge Hirschberger spinnt an seinem Gedanken weiter. Freilich, solche Webstühle, wie sie hier und in fast allen Gebirgsdörfern Schlesiens in vielen Stuben klappern, die könnte man dazu nicht gebrauchen, aber warum soll man nicht andere erfinden, bessere, die imstande wären, hauchfeines Leinen zu weben? Von nun an sitzt er noch vergrübelter über seiner Arbeit, und es kann sogar vorkommen, daß er ein Stücklein hellblaues Leder auf ein rotes Schühlein setzt. Mehr als je tuscheln die Nachbarn hinter ihm her, und keiner wundert sich, als der Girnthschuster eines Tages mit einem Ranzen auf dem Rücken seine Füße auf neue Wege setzt und zum Burgtor hinauswandert.

Seit 1570 werkt er als Bürger und Meister in der Stadt, nun hält es ihn nicht länger. Seine Seele verlangt nach neuen Eindrücken, sein heller Geist fordert Abwechslung. Er zieht durch halb Deutschland, und wo es ihm gefällt, grüßt er das Handwerk und bleibt zu kurzer Rast. Aber lange hält es ihn nirgend, wenn auch man braver Meister oder die Tränen eines jungen Dingleins ihn fesseln möchten. Es treibt ihn vorwärts, er will ja mehr erleben, als nur in anderen Gegenden

sein Handwerk auszuüben. Er wäre ja kein Schlesier gewesen, wenn er nicht vom Fernweh gepackt worden wäre.

So kommt er eines Tages in ein Land, dessen Sprache ihm fremd ist. Die Männer tragen weite Pluderhosen, die Mädchen lachen ihn unter breiten Leinenhauben an, und alle klappern in schwerfälligen Holzschuhen so leicht einher, als trügen sie das feinste Schuhwerk. Die Häuser spiegeln sich mit blanken Fenstern in schmalen Kanälen, die hier die Straßen ersetzen und über allem liegt ein Hauch von frischer Luft und See, es riecht nach Tang und Salz und Weite.

Eines Tages steht der Hirschberger am Meer und läßt seine Augen bis zum unermeßlichen Horizont wandern. Dorthin zieht es ihn, unbekannten Abenteuern entgegen. Aber dazu gehört Geld, und das will erst verdient sein. So verdingt er sich bei einem Schuhmachermeister und hat bald gelernt, Schuhwerk für holländische Füße anzufertigen. Dann und wann wendet er den Kopf zur Seite – das Klappern im Nebenhaus kennt er doch? Abends schleicht er sich ans Fenster und lugt heimlich durch einen Spalt im Vorhang. Da sieht er einen Webstuhl, und viele fleißige Hände sind um ihn beschäftigt. Doch das Linnen, das sich bergehoch in Körben und auf Tischen häuft, ist schleierfein und glänzend.

Ein paar Abende lang hält er es aus, dann klopft er erregt an die Scheiben und wartet gar nicht erst ab, daß man ihn hereinbittet. Erstaunte Augen sehen ihm entgegen, aber die Weber sind schweigsame Leute; man fragt nicht viel, man deutet auf einen Stuhl, und da hockt nun der Schlesier stundenlang und sieht zu, wie das hauchfeine Linnen entsteht. Als die Uhr Mitternacht schlägt, erhebt er sich schwerfällig

und tritt auf den Meister zu. „Bei uns daheim blüht das Land blau von Flachs, aber wir weben nur grobes Zeug. Ich möchte wohl lernen, solche feinen Gewebe herzustellen.“ Der Weber sieht ihn eine Weile schweigend an, die versonnenen Augen und die Art des Mannes gefallen ihm, so sagt er: „Kommt morgen wieder, ich will Euch als Lehrjunge annehmen.“

Von da an sitzt der Schuster aus dem Schlesischen Tag um Tag bei dem Weber in Haarlem und hat ihm bald alle Griffe und Handfertigkeiten abgeguckt. Auch den Webstuhl besieht er sich genau und stellt fest, daß er gar nicht so verschieden ist von denen, die daheim ihr Lied singen. Ein paar Jahre hält er aus und ist der Fleißigsten einer, bis ihm der Meister auf die Schulter klopft und ihn zum Gesellen erklärt. Da packt er sein Ränzel wieder und wandert nach Süden, den Rhein entlang und dann quer durch Deutschland in seine Heimat. Als er in der Ferne die schlesischen Berge blau verdämmern vor sich sieht, tut sein Herz einen hellen Schlag vor übergroßer Freude, und als er dann durch die ersten armseligen Dörfer zieht, lachen seine Augen und seine Gedanken werden froh. Hier soll bald ein emsiges Arbeiten beginnen, und er ist es, der seiner Heimat den Segen bringen darf. Denn in seinem Ränzel trägt er das Modell eines Webstuhles, der zum Weben des Schleierleinens taugt.

In Hirschberg macht man große Augen. Als der Girnthschuster wieder auftaucht, und mancher Zunftgenosse bekommt es mit der Angst zu tun, wenn er daran denkt, daß der Weitgereiste ihm sicher die besten Kunden wegschnappen wird. Aber die Hirschberger müssen wieder einmal die

Köpfe schütteln, als der Girnthjochen sich in seinem Haus am Markt eingerichtet hat. Kein Hammerschlag dringt aus seiner Werkstatt, es riecht weder nach Pech noch nach Leder bei ihm, und bald sind sich alle darin einig, daß die Wanderschaft ihm den Kopf wohl völlig verdreht habe.

Joachim Girnth kümmert sich auch jetzt nicht um das Gerede. Seine geschickten Hände basteln mit Hilfe eines Freundes einen Webstuhl, wie er ihn braucht. Und dann gehts an die Arbeit. Seine beiden Schwestern helfen ihm, und sie halten reinen Mund, obwohl das, was der Bruder sie lehrt, wohl zu manchem ergiebigem Schwatz ausgereicht hätte. Zuerst gibt es freilich manchen Fehlschlag. Die Fäden verziehen sich, die Stücke kommen nicht so glatt aus dem Webstuhl wie es sein sollte. Doch der Girnth verliert den Mut nicht, und es kommt der Tag, da er das fehlerlose Schleierleinen in seinen Händen hält. Er sendet es nach Breslau an einen sachverständigen Mann, und der kann sich vor Freude über die wohlgelungene Arbeit kaum lassen. Bestellung folgt auf Bestellung, und eines Tages öffnen sich in dem stillen Hause am Markt zu Hirschberg alle Fenster und das fröhliche Klappern des Webstuhles dringt hinaus. Verwundert bleibt alles stehen. Man hatte doch recht: Der Girnthschuster hat es faustdick hinter den Ohren, dem war einfach alles zuzutrauen. Joachim Girnth lacht. Ja, er war ein Heimlicher, aber nun sollen alle genießen was in der Stille für sie getan hat. Er dingt Lehrlinge, und bald sitzen sie auch in anderen Häusern Hirschbergs und dann in den umliegend

Dörfern hinter holländischen Webstühlen und weben Leinen, das weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmt wird und Reichtum und Glanz nach Hirschberg bringt.